

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kolnai, Aurel
Ekel Hochmut Haß

Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle
Mit einem Nachwort von Axel Honneth

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1845
978-3-518-29445-1

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1845

Aurel Kolnai (1900-1973), ein deutschsprachiger Philosoph jüdischer Herkunft, der in der Tradition der Phänomenologie Husserls und Schellers groß wurde und nach seinem Exil in Nordamerika am Bedford College in London lehrte, ist mit seinen Studien zu Gefühlen der Aversion zu spätem Ruhm in der analytischen Philosophie Englands gelangt. Die hier versammelten Beiträge über den Ekel, den Haß und den Hochmut zeigen einen Autor, der die herkömmliche Kluft zwischen kontinentaler und analytischer Tradition spielerisch überwindet, indem er in phänomenologischer Einstellung die Struktur und den Gehalt feindlicher Gefühle skrupulös erkundet.

Aurel Kolnai
Ekel
Hochmut
Haß

Zur Phänomenologie
feindlicher Gefühle

*Mit einem Nachwort
von Axel Honneth*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1845

Erste Auflage 2007

© Aurel Kolnai

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-29445-1

Inhalt

Der Ekel	7
Der Hochmut	66
Versuch über den Haß	100
 Nachwort von Axel Honneth	 143
 Nachweise	 176

Der Ekel

Einleitung

Das Problem des Ekels ist, soweit unsere Kenntnis reicht, bisher arg vernachlässigt worden. Verglichen mit dem wissenschaftlich-psychologischen und metaphysischen Interesse, das sich dem Haß und der Angst, von der »Unlust« gar zu schweigen, zugewandt hat, stellt der Ekel, obwohl ein gewöhnlicher und recht prägnanter Bestandteil des Gefühlslebens, ein unbearbeitetes, unerforschtes Gebiet dar. Allenfalls wird er abgehandelt als »gesteigerter Grad des Mißfallens«, als »Breachreiz« oder als »Reaktionsbildung im Gefolge einer Triebverdrängung«. Allein das Gefühl, die Haltung des Ekels besitzt eine derart eindeutig und einheitlich gekennzeichnete, wohl identifizierbare Qualität, die dabei so schwer begrifflich sich erläutern läßt und trotzdem so wenig als eine Urgegebenheit der Natur (wie etwa Anziehung und Abstoßung) angesprochen werden kann, daß hier ernstliche phänomenologische Nachforschung durchaus angebracht zu sein scheint. Das Interessante des Gegenstandes steigert sich dadurch, daß dem Ekel trotz seiner – etwa im Vergleich mit der Angst – spezielleren, zugespitzteren Tönung ein merkwürdig breites Erstreckungsgebiet eignet: in der physiologischen und in der moralischen Sphäre können wir mit geringem Färbungsunterschied denselben »Ekel« verspüren, schärfer ausgedrückt: kann uns nahezu dasselbe »Ekelhafte« gegenwärtig sein. (Wieweit jenes schon dieses einschließt, dürfte aus dem Späteren erhellen.)

An eine strenge Beschränkung auf das »Phänomenologische« soll indes unsere Anstrengung nicht gewandt werden. Gewiß treiben wir zugleich Psychologie, beschreibende Ästhetik, vielleicht gar Metaphysik. Das methodologisch Wesentliche ist nur die phänomenologische *Absicht*, welcher die unwillkürlich mit »unterlaufende« Aufhellung jener Hintergründe eher förderlich als hinderlich sein kann: die Absicht also, Wesen, Bedeutung, Intention des Ekels und gleichsam das Zusammenhangsgesetz seiner Gegenstandswelt zu erfassen. Dies werden wir nicht in letzter Linie an Hand einer Parallele mit der Angst versuchen. Endlich soll auch die Bedeutung des Ekels für die Ethik kurz untersucht werden.

I. Zur Abgrenzung des Ekels

1. Gesichtspunkte

Der Ekel gehört in die Reihe der sogenannten »Abwehrreaktionen«, man könnte auch zarter sagen der Ablehnungstönungen: – als da sind Mißfallen, Haß, Leid (an etwas), Schaudern (über etwas) usw. Begriffliche Unterscheidungen können von mehreren Gesichtspunkten aus vorgenommen werden. Wir möchten deren sieben herausgreifen, ohne zu leugnen, daß unter manchen von ihnen ein engeres Wechselverhältnis herrscht, und daß sie andererseits keineswegs die einzig möglichen sind.

a) *Der Gegenstandsbereich.* Ekel bezieht sich niemals (die Ausnahme des »Schmutzes« siehe III. 2d) auf Anorganisches, Lebensfreies; Angst oder Mißfallen kennen diese Bedingung nicht. Haß oder gar Verachtung engen den Kreis noch mehr nach »unten« zu ein; dabei gibt es trotz der eindeutiger-ethischen Bezugnahme der Verachtung eine Klasse der Verhaltungstypen, auf die sie gerichtet sein kann, der Haß aber im primären Sinne nicht. Läppisches Denken kann Verachtung, ja Unbehagen auslösen, aber keinen Ekel; das als »ungefährlich« Gekannte kann im allgemeinen nicht furchtbar, wohl aber ekelhaft sein.

b) *Die Intentionalität.* Sie steht im Vordergrund bei Haß und Verachtung, weniger schon beim Ekel, noch weniger vielleicht beim Zorn, sinkt auf ein Mindestmaß herab bei Unmut und gar erst Unbehagen. Die *Art* der Intendierung wird uns eigens beschäftigen. Ein weiteres Schwanken des Intentionalitätsgrades finden wir beim Leid (ein »echteres« Fehlen der Intentionalität ist für die bloße Unlust möglich) und, freilich wieder ganz anders strukturiert, bei der Angst.

c) *Die Zuständlichkeit.* Sie ist nicht restlos der bloße Reziprokwert der Intentionalität. Gewiß ist Haß mehr ein Zustand als Verachtung, Ekel mehr als Haß, Zorn mehr als Ekel. Aber Zorn ist gleichsam vollzuständlich, nicht minder zuständlich als Unmut. Leid ist zuständlicher als Unlust, weil es mehr eine Modalität der gesamten Aktualverfassung der Person ist.

d) *Die Unmittelbarkeit oder Ursprünglichkeit.* Im umgekehrten Verhältnis zu ihr kann die Abwehrreaktion mehr oder weniger durch Kenntnisse und feste Werthaltungen bedingt sein. »Verachtung« und »Unbehagen« sind auch hier die beiden Endpunkte der Reihe. Doch

ist Ekel, obwohl schärfer intentional als Zorn, zugleich auch ursprünglicher als dieser, weil mehr am Eindruck und weniger an der Sachverhaltserfassung haftend. Ekel ist ferner unmittelbarer, sinnlicher als Abscheu, selbst physischer Abscheu, da dieser wesensmäßig mehr eine bewußte Begründung voraussetzt und mehr »anerzogen« ist (Abscheu vor Fliegen *als* Krankheitsträgern).

e) Damit nicht völlig gleichbedeutend ist die *Selbständigkeit*, als Gegensatz zu einer Fundierung durch anderweitige Abwehrreaktionen. Angst ist kaum ursprünglicher, wohl aber selbständiger als Ekel, da jeder Ekel, ohne Angst enthalten zu müssen, irgendwie auf Angst hinweist und, wiewohl irrig, doch nicht grundlos, mitunter als eine Abart der Angst aufgefaßt wird. Hingegen weist Verachtung, in ihren meisten Formen zumindest, unbestreitbar auf Ekel zurück. Umgekehrt kann auch Geistig-Moralisches zu einer mehr physischen Ablehnungstönung beitragen, z. B. Haß und Verachtung zum Abscheu.

f) *Die Leibgebundenheit*. Man denke im Umkreis des Ekels an die Gegenpole Verachtung und Brechreiz. Haß und auch noch Zorn sind weniger leibgebunden als Ekel; trotz der heftigeren körperlichen Begleiterscheinungen des Zornes spielen beim Ekel Sinneseindrücke und die Andeutung einer körperlichen Reaktion (vomitus), die viel spezieller und konkreter ist als Toben, Stoßen, Werfen, mehr eine Wesensrolle. Jeder – auch der moralische – Ekel ist, wenn schon nicht physischer, so doch physiologischer als der Zorn. Andererseits darf der Ekel weder mit dem Brechreiz selbst, noch etwa mit den ihn den Ekel vermittelnden Tastgefühlen (sei es des Klebrigen, Feuchten, Lauwarmen) verwechselt werden. Ja, in gewisser Beziehung ist sogar Angst leibgebundener als Ekel: jedes Furchtgefühl, das nun einmal physisch bezogen ist, intendiert im Gegensatz zum Ekel den eigenen Leib als solchen, seine »Unversehrtheit«.

g) *Der Antwortcharakter*. In dieser Hinsicht gleichen einander der hochintentionale Haß und das kaum-intentionale Unbehagen: beide sind relativ wenig Antwortmäßig, mehr »spontan«, das eine suchend, wählend, verfolgend, das andere gleichsam »wachsend«, »aufsteigend«. Angst und Ekel hingegen sind echte »Reaktionen«, gewissermaßen »angemessene«, »angeschmiegte« Antworten auf störende Einwirkungen; sie sind es zumindest ihrer Intention gemäß. Es gibt zwar Angst ohne bewußten Anlaß (wie es Haß nicht gibt), dies aber ändert nichts am Wesen *jeder* Angst: es ist dies ebenso Angst vor »etwas«, das sich Angst erzwingt, in diesem Fall erst *in* der Angst seine

Gegebenheit, seine Prägung gewinnt, vielleicht in harmloseren Gegenständen vertreten ist (Phobien). Trotz der höheren Intentionalität des Hasses gibt es Furchtbar und Ekelhaft als objektive, eine eindeutige Reaktion »auslösende« Qualitäten ungleich eher denn »Hassenswert«: Haß geht unmittelbar auf das Feindliche, das Böse, das Fremdmächtige usw.

2. Ekel und Angst als Haupttypen der Abwehrtönungen

Ekel und Angst scheinen uns nach alledem ein Paar zu bilden, dessen gegenseitige Entsprechung es in Aussicht stellt, an Hand einer Herausarbeitung der Gegensätze das Wesen des Ekels näher kennen zu lernen, zumal da Angst eine vergleichsweise einfachere Gegebenheit darstellt. Angst und Ekel haben miteinander gemeinsam: die gleichzeitige Intentionalität und Zuständlichkeit, den ungefähren Grad der Ursprünglichkeit und den Charakter der Abwehreinstellung im engeren Verstande. Brechreiz und Schaudern usw. sind hingegen, wenn auch mit Psychischem verflochten, keinesfalls Gefühle im vollen Sinne. Gegenüber dem Mißfallen etwa kommt Angst und Ekel zugleich die Leibgebundenheit und – davon nicht unabhängig – eine psychische »Tiefe«, eine mindestens vorübergehend personausfüllende Macht zu. Endlich haben wir eine gewisse inhaltliche Beziehung angedeutet, wonach alles Ekelhafte in noch nicht näher umschreibbarer Weise angstverursachend sein könnte.

Vor der Durchführung der Angstparallele soll indes noch der Sondercharakter des Ekels gegenüber einigen benachbarten Reaktionsweisen erhärtet werden.

a) Daß Ekel nicht nur im Gegensatz zur *Verachtung* in der Leibsphäre heimisch ist, sondern auch noch im Moralischen von der ihm hier allerdings nah verwandten Verachtung sich unterscheidet, wird im IV. Abschnitt unter 1. dargelegt werden.

b) Ekel ist kein gesteigertes *Mißfallen*. Wohl besteht der Zusammenhang, daß hoch gesteigertes Mißfallen dazu neigt, die Tönung des Widerwärtigen, ja Ekelhaften herbeizuführen. Es ist kein Zufall, daß vulgäre Übertreibung das Häßliche und Unangenehme leichten Herzens »ekelhaft« schilt, wie sie auch das Unangenehme, Beschwerliche, ja einfach Starke, Große, Wichtige »furchtbar«, »schauderhaft« nennt (vgl. II.). Doch an sich hat Mißfallen mit Ekel noch nichts zu

tun; es gibt auch sehr heftiges und Ekel doch kaum oder gar nicht enthaltendes Mißfallen (das »Abstoßende«) und andererseits leisen Ekel, der aber doch waschechter Ekel ist (schwache Spuren von Fäulnisgeruch). Wir können sogar etwas ästhetisch gar nicht schlecht hin Abstoßendes ekelhaft finden (gewisse Insekten). Überhaupt ist Ekel etwas mehr Leibgebundenes, vielleicht auch ethisch Bezogenes, weder eine so allgemeine noch eine derart aufs Ästhetische hingearbeitete Kategorie wie Mißfallen. Er ist eben »*Abwehrreaktion*« in ganz anderem, engerem Sinne. Daß er aber ästhetischer gefärbt ist als Angst, soll bereits hier zugegeben werden. (Ästhetik betrifft *Sosein*; siehe II. 3.)

c) *Abscheu* ist durchaus ein Derivat höherer Ordnung, das Ekel, Angst und konkrete Werthaltungen voraussetzt.

d) Die Tönung des Widerwärtigen oder gar *Widerlichen*, Anwiderns läßt sich vom Ekelhaften schwieriger scheiden. Vielfach bedeutet sie einen Anlaß zu nicht vollständigem, irgendwie mehr formalen Ekel. Im engeren Sinne wird man nur angewidert von Dingen, die den festen Typen des Ekelhaften nicht angehören: z. B. von Speisen, die nicht verdorben und nicht persönlich verhaßt sind, vielmehr aus unbekanntem Grund gegebenenfalls »nicht schmecken wollen«. Die großen, objektiven Linien des Ekels – wenn man so sprechen darf – fehlen da. Mich kann ein Gegenstand aus einer bloßen flüchtigen assoziativen Verknüpfung heraus »anwidern«: ich finde ihn deshalb noch nicht »ekelhaft«. (Bezüglich des *Überdrusses* siehe III.)

e) Gänzlich verfehlt wäre die Deutung des Ekels als »abgeschwächter *Brechreiz*«. Von einer so schlichten Leiblichkeit und Funktionalität kann beim Ekel keine Rede sein. Trotz der klaren Andeutung von Brechreiz in jedem Ekel gibt es sehr heftigen Ekel mit bloß einer Spur aktuellen Brechreizes: namentlich wenn der Ekel nicht durch Geruchs- und Geschmackseindrücke vermittelt wird. Heftigen Brechreiz aber gibt es ohne ein überschäumendes Maß, ja ohne jeden nennenswerten Grad von eigentlichem Ekel, sei es bei Krankheiten – die somatische »Übelkeit« kann völlig ekelfrei sein! – oder auch bei gewissen äußeren, mechanischen Einwirkungen: scharfe Gase, in den Mund genommene ungenießbare (anorganische) Gegenstände können stürmische Brechbewegungen ohne Ekelgefühl auslösen. Wiewohl also Ekel Brechreiz voraussetzt (vgl. Angst und Flucht II.), stellt er weder eine Abart noch eine Dämpfung desselben dar. Die Annahme,

Ekel sei eine Mischung aus Brechreiz und Verachtung, wäre freilich nur eine unphänomenologische, wohlfeile Spielerei. Es gibt auch Ekel, der nach der physischen Seite hin mehr auf Schaudern als auf Erbrechen abgestimmt ist (angstähnlicher Ekel, meist über einen Anblick empfunden).

Indem wir nun Ekel und Angst voneinander sondern wollen, müssen wir auch der Frage Rede stehen, warum wir die entsprechenden positiven, lustbetonten Gefühlsreaktionen nicht mit heranziehen. Die Antwort wird lauten, daß es solche – nämlich wahrhaft entsprechende – gar nicht gibt. Lust, Gefallen, Bejahren, Sympathie spiegeln in der Tat Unlust, Mißfallen, Verneinen, Antipathie als symmetrische Gegenbilder. Dieses Verhältnis verschiebt sich jedoch, sobald wir jene mehr formalen, richtungsbezeichnenden Gebilde verlassen. Liebe und Haß sind lange keine kongruenten Gegensätze mehr; der Konträrgegensatz von Liebe ist Ekel nicht minder als Haß, der ethischen Liebe zum Guten entspricht nicht einfach Haß zum Bösen. Wenn wir als Gegenteil der Angst etwa »Zutrauen« angeben, so ist aus diesem Bestimmungsversuch schon die Hinfälligkeit der Voraussetzung eines symmetrischen Gegensatzverhältnisses ersichtlich. Weder Begehren noch Gefallen noch Angezogenwerden sind ebenbürtige Gegensätze zum Ekel. Andererseits wäre die Tönung »appetitlich«, wie wohl inhaltsvoller, zu eng dafür. Es scheint sich so zu verhalten, daß während die unlustbetonten Reaktionen sich in große Sondertypen ziemlich scharf differenzieren (Haß, Angst, Ekel), im Positiven es eine einheitlichere Einstellung der Liebe gibt, die sich dann verschiedenfach (den Unlustformen nicht durchwegs parallel) abwandelt. Dessen metaphysische Ursache läßt uns vielleicht der Gedanke ahnen, daß der Bejahungsakt eine ungebrochenere, direktere Äußerung des personalen Gesamtlebens sei, deren Färbung sich erst »sekundär« den einzelnen Funktionen und Gegenständen angleiche (Liebe wird mehr vom Gegenstand gefärbt als Haß!), wogegen der schon *in statu nascendi* »dialektischere« Verneinungsakt schon in seiner allgemeinen Form sich »begründen«, die Art des durch die Person erlittenen »Abbruchs« eigens ausdrücken müsse.

II. Angst und Ekel

1. Der Intentionsgehalt der Angst

Die Bezeichnung »Angst« soll hier keine strenge Unterscheidung zwischen Furcht und Angst andeuten und etwa die Furcht vor wirklich gefährlichen Gegenständen von der Betrachtung ausschließen. Zwar kann man unter Angst im engeren Sinne den unmotivierten, auf keinen Gegenstand streng bezogenen, mehr-minder freischwebenden Furchtzustand verstehen; wir aber gebrauchen das Wort im weiteren Sinne und ziehen ihn dem Terminus »Furcht« nur vor, um die Vorstellung des vollen, »redundanten« Furchtgefühls (»pavor«) aufrecht zu halten, zum Unterschied von Furcht als bloßem »Besorgen« eines unerwünschten Ereignisses oder Vermuten einer Gefahr (»timor«). Im allgemeinen haben wir sogar überhaupt nur die »normale«, wenn auch dem Gegenstand nicht proportionale, aber immerhin gegenständliche Angst *vor etwas* im Auge.

Die Intendierungsweise der Angst ist eine doppelte. Sie intendiert zugleich zwei völlig auseinandergehaltene Gegenstände: ihren Erreger und ihre Subjektperson. Ich habe Angst beim Anblick des Gefahrdrohenden, beim Gedanken daran; aber auch deutlich nur im Hinblick auf mich selbst, meine Person. Ob es sich des näheren um meinen Bestand, meine Interessen, mein Seelenheil oder aber um fremde, jedoch »mir« eben teure »Interessen« handelt, ist dabei vollkommen gleichgültig, nämlich für die Richtungseigentümlichkeit der Intention; insofern nicht gleichgültig allerdings, als der typischste Furchtzustand der selbstisch gegründete ist, während »Furcht um einer geliebten (fremden) Person willen« bereits eine verwickeltere Gefühlsart darstellt.

Sollte eingewandt werden, die eigentliche instinktive Angst kenne überhaupt keine Sorge um sich selbst, vielmehr nur ein unmittelbares »Erschrecken« vor dem Furchterregenden, die Furcht sei kein »abgekürzter Schluß« auf das Bedrohtsein der eigenen Wohlfahrt, – so halten wir diese Meinung für eine Ausgeburt des koketten modischen Irrationalismus, der in seiner Scheu vor aller »kausalen Bestimmung« und vor aller »utilitarischen Flachheit« nichts hören will von einem Zusammenhang zwischen Geschlechtslust und Zeugung oder zwischen Hunger und Speise. Gewiß ist die Angst nichts dergleichen wie die ungünstige Beurteilung der Gewinnchancen von seiten eines

vorsichtigen Kaufmannes, aber *gemeint* wird in ihr das eigene Wohl und Wehe auf jeden Fall. Jede *Flucht* ist streng teleologisch intendiert; Flucht aber ist das Schlußglied, die triebmäßige Entladung der Angst. Untrennbar ist der Begriff der Angst von dem der Bedrohung, der Gefahr, des Rettungs- und Schutzbedürfnisses. Empirisch braucht dies gar nicht erst belegt zu werden. Nur ein Beweis: wissen wir uns vor etwas an sich Bedrohlichem in völliger Sicherheit, steigt auch die Angst auf die Ebene eines leichten Gruselns (das aber gar nicht mehr eigentlich »schwache Angst« ist) nieder. Wie glatt sich da der Instinkt durch das Wissen um den Sachverhalt meistern läßt, zeigt das meist jeder Spur von Angst entledigte Benehmen der Menschen vor Raubtierkäfigen. Die nach der Niederringung von Feinden verbleibende Angst aber, die bezeichnenderweise oft sich dem Typus der unklaren »Bedrücktheit« nähert, ist wohl selten mit der wirklichen Überzeugung gepaart, daß »in dieser Angelegenheit« wahrhaftig jede Gefahr vorüber sei.

Die vorbesagte Doppelintention besteht auch in gewissen weniger klaren Grenzfällen: z. B. wenn ich »vor mir selber« Angst habe. Nichts ist offener als die intentionale Entzweitrennung des eigenen Selbst in diesem Falle; – und zwar gar nicht Trennung in ein ideelles oder formales und ein materiales oder Wesens-Ich, wie etwa in der Selbstverachtung, sondern Zerteilung des materialen, »wirksamen« Ich selber, wobei der »obenauf« seiende, in den eigenen Wohlfahrts- oder Moralinteressen verankerte Willensteil vom anderen, etwa urleidenschaftlichen, bedroht wird. Nicht minder ist die »anlaßlose« Angst der Doppelintention unterworfen. Die Rückbeziehung auf das eigene Selbst ist in solchen Zuständen psychisch verstärkt, in ihrem Aktualbewußtsein gesteigert. Das Fremde, Drohende aber kann um so tiefer erlebt werden, als es »ungekannt«, unidentifizierbar, dem näheren Wesen nach nur geahnt wird. Solche unfixierte Angst ist von Lebensüberdruß, allgemeiner Unlust himmelweit verschieden; man denke nur an die Angst im Dunkel, die eine so lebhaft charakterisierte Angst vor etwas und doch offenbar weder Angst »vor dem Dunkel« noch auch gerade vor Räubern oder Gespenstern ist. Unzweifelhaft kann auch etwas Unbestimmbares – wohl nur in den seltensten Fällen vollends Unbestimmtes! – intendiert sein.

Wodurch aber wird diese zwiefache Intention zusammengehalten? Werden das Drohende und die eigene Person als eine Einheit erlebt, wie es bei den Gemeinschaftsgefühlen in gewissem Sinne zu-

trifft? Sicherlich nicht; das reale Band zwischen beiden Intensionspolen kann auch ein rein zufälliges sein. Die Intention geht vielmehr auf die *Sachverhaltsbeziehung*, und zwar nur auf die »reine«, aktuelle, nicht »wesensbildende«, wie es etwa die historischen Beziehungen – im weitesten Sinne – sind. Es haftet der Angstintention etwas Abstraktes, Wesensgleichgültiges an: das Gefährliche wird da vornehmlich nur als »Gefahr«, die eigene Person vornehmlich nur als »Daseins-Einheit« gemeint. Im Gegensatz zum Hasse »verfolgt« die Angst ihren Gegenstand nicht bis ins einzelne, wertet ihn nicht, durchzieht ihn nicht mit einem Intensionsgewebe. Im Gegensatz zum mißmutigen »Fürchten-um-etwas« greift die Angst nie an erster Stelle einzelne Interessenkreise der eigenen Person heraus: bei jeder echten Angst ist irgendwie das Ganze, besser gesagt der Bestand des Selbst in Frage, sei es nun das nackte Leben, das Seelenheil, der Lebensunterhalt, meinetwegen die gesellschaftliche Stellung oder die persönliche Freizügigkeit oder gar die Unberührtheit eines jungfräulichen Wesens, das gleichsam diesen Bestand »ausfüllt«, vertritt. Mag auch die Angst eine »schwache« sein, infolge Entfernung oder unwahrscheinlicher Wirksamkeit ihres Erregers: ihre Bezugnahme ist immer irgendwie »durchgeleitet« auf letzte und große Lebensinteressen, die gefährdet erscheinen. Wiewohl aber auf solche Weise Angst sich intentional rückwärts, auf das Subjekt hin zu wenden scheint, ermangelt sie doch nicht einer gewissen anschaulichen Erfassung des Gegenstandes. Angsterregend sind doch nicht Sachverhalte an sich – wie sie etwa unerfreulich, rätselhaft, unerträglich sein können, – sondern Objekte, Gebilde, Zustände, Ereignisse, in ihrer Sachverhaltsbeziehung zum Subjekt. Ein Tiger bleibt auch hinter Eisengittern ein »furchtbares« Tier, und wenn trotzdem sein Anblick keine aktuelle Angstentbindung hervorruft, so ist diese Ausfallserscheinung untrennbar von einem lebhaften – angsthemmenden – Sachverhaltsbewußtsein: »ein sicheres Hindernis schützt mich gegen ihn«. Die entscheidende Wirkung dieser Sachverhaltserfahrung gehört freilich nicht zum Wesen aller Gefühle, sondern speziell der Angst.

2. Der Intensionsgehalt des Ekels

Der Angst gegenüber verrät sich zunächst der grundsätzliche Unterschied bezüglich der Intensionsrichtung. Die Intention ist weit eindeutiger nach auswärts gewandt: trotz der stark angedeuteten physio-

logischen Wirkung entfällt die mächtige und tiefzielende Rückwärtsströmung der Intention, wie sie in der Angst stattfindet. In ganz anderer Weise bleibt der Ekel am verursachenden Gegenstande *haften*; ungleich weniger schematisch-dynamisch, in mehr »gesättigter« und minutiöser Weise erfaßt er ihn. Für den Gegenstand oder auch die Art seiner Gegebenheit ist nicht wie bei der Angst seine Sachverhaltsbeziehung zum eigenen Bestande konstitutiv, sondern seine Beschaffenheit an sich. Um diesen Unterschied voll zu verstehen, vergegenwärtige man sich den typischen *Ablauf* eines Angst- und eines Ekelzustandes. Im ersten Fall bleibt der Gegenstand, einmal »gesichtet«, intentional sich gleich und das Gefühl wühlt sich in das eigene Selbst und seine Zustände, sein künftiges Schicksal hinein: das Drohende bildet den konstanten Hintergrund und die eigene Person den bewegten Schauplatz der Intendierung. Umgekehrt im Fall des Ekels: sogleich ist Schaudern, Sichabwenden, Brechreiz real oder allenfalls intentional vorhanden, kann sich bei vorhaltender Gegenwart des ekelhaften Gegenstandes steigern und »dunkler« verfärben, doch die Spitze der Intention verbohrt sich in den Gegenstand, analysiert ihn gleichsam, versenkt sich – trotz wesensmäßigem widerstrebenden Zögern dabei, das freilich auch zu »sofortigem« Abbruch des Kontaktes und Schwinden des Ekels führen kann – in seine Bewegung oder sein Dauern. Demgemäß kommt dem Ekel eine kognitive Rolle zu, die der Angst fehlt: Angst kann zum Erkennen des Gefährlichen anleiten, Ekel aber vermag unmittelbar eine Teilerkenntnis seines Gegenstandes – und, mag sein, eine recht anschauliche – zu vermitteln.

Zugleich ist die Intendierung auch eine einheitlichere. Nicht sind hier ein gegenständlich-bildhafter und ein erlebnisresorbierender Pol durch eine bestimmte Sachverhaltsbeziehung verbunden, sondern ein Gegenstand in seiner »Bildfülle« wird intendiert, der eigentlich dadurch, daß er überhaupt (aus gegebenem Anlaß) intendiert wird, zum »Umkreis« des hintergrundmäßig vorausgesetzten Subjekts gehört. Jener Anlaß ist nunmehr nichts als die *Nähe* des betreffenden Gegenstandes. Ein Begriff, der in der Problematik des Ekels eine zentrale Stelle einnimmt. Denn die Nähe ist eben nicht lediglich Anlaß, sondern zugleich ein Mit-Objekt des Ekelgefühls. Sie bildet als Sachverhaltsbeziehung die Brücke zwischen Erreger und Subjektperson des Ekels. Doch diese Sachverhaltsbeziehung ist es in weit weniger prägnanter Weise als die kausal-dynamische Sachverhaltsbeziehung.

hung zwischen Erreger und Subjektperson der Angst. Die Bildhaftigkeit des Gegenstandes, die Soseins-Einheitlichkeit des ganzen Phänomens bleibt dabei weit mehr gewahrt. Ein anschaulich »Ekelhaftes« gibt es in ganz anderem, volleren Sinne als ein anschaulich »Furchtbares«. Wie sehr aber das Moment der Nähe in die fragliche Qualität mit eingeht, zeigt die Beobachtung, daß sogar objektiv unveranlaßte, phantasiemäßige Ekelgefühle – seien sie nun obsiedierend oder willkürlich hervorgerufen – den vorgestellten ekelhaften Gegenstand womöglich betonterweise in die »Nähe« des Subjekts, in das unmittelbarste Erfahrungsbereich seiner Sinnesorgane verlegen. Das Sachverhaltsmäßige schmiegt sich hier alles in allem enger dem Bildgehalt der Intention an. Indes die Sache liegt nichts weniger als einfach, und ein weiteres Nachforschen führt auf merkwürdige Verwicklungen hin.

Die größere Einheitlichkeit der Intention erweist sich auch als dadurch bedingt, daß das Ekelgefühl im Gegensatz zur Angst ein peripherisches ist, daß es die Subjektperson selbst gleichsam an seiner Oberfläche, seiner Hautdecke, seinem Sensorium intendiert, in anderer Form – etwa als Nachintention – an dem oberen Digestivtrakt und, *cum grano salis*, dem Herzen, nicht in ihrem Dasein, nicht in ihrem Gesamtbestande. Äußere Lagerung der Subjektperson und ekelauslösender Gegenstand fließen sohin, sei es auch lästerlich ausgedrückt, gleichsam »harmonisch« ineinander. Dazu tritt noch die materiale Seite des Ekels. Denn nicht nur soviel kann gelten, daß die Nähe des Ekelhaften seine Wirkung in hohem Maße bedingt, sondern es verhält sich damit so, daß gerade ein Zug der Nähe, des Naheseinwollens, der Nichtabgeschlossenheit, ich möchte sagen: des schamlosen und wie aufgelösten Sichdarbietens den Ekelcharakter des Gegenstandes mit (keineswegs allein!) konstituiert. Das Ekelhafte grinst, starrt, stinkt uns »an«. Die Art dieses Affizierens und der sie beantwortenden Ekelreaktion ist nun geeignet, über das Nähemotiv weiteren Aufschluß zu bieten.

Die Art, wie das Ekelhafte an uns herantritt, ist anders als die Imponierungsweise des »Hassenswerten«. Es wurde schon gestreift, daß es letzteres als selbständige Qualität gar nicht gibt, vielmehr Haß erweckt werden kann durch einen Gegenstand lebhafter ethischer Mißbilligung, durch feindliches Betragen eines Wesens, durch Zurückweisung einer Liebesannäherung seitens ihres Gegenstandes usw. Unter ähnlichen äußeren Umständen könnten statt Haß auch

Verachtung oder Bessernwollen bzw. Angst bzw. Trauer usw. mit zentraler Betonung auftreten. Im Haß ist ein durchaus spontanes, gleichsam wählendes Aufsuchen des Gegenstandes enthalten. Der Ekel aber entsteht im allgemeinen mit voller Eindeutigkeit als einzig in Frage kommende, durch den Gegenstand unmittelbar herausgeforderte Reaktion. Das Verhalten des Gegenstandes darin ist provokativ, er drängt sich dichter heran als ein Gegenstand des Hasses (mag auch Haß gegen völlig fernliegende Dinge selten sein), ja es scheint fast, als würde der Gegenstand irgendwie das affizierte Subjekt intendieren, sich um es »kümmern«. Es liegt aber nicht eine Verfolgung oder Bedrohung vor, wie bei der Verursachung von Angst. Dies ist das Paradoxe des Ekels: er ist, gleichwie die Angst, eine echte passive Abwehrreaktion des Subjekts auf eine eindeutig darauf hingeorordnete, gleichsam hinstrebende Affizierung, und doch sucht er – einmal hervorgerufen – dem Hasse ähnlich den Gegenstand in seiner ganzen Wesenheit auf, statt sich nach dem eigenen Personzustand hin zu entfalten. Bezweckt die Angst, von ihrem Gegenstand loszukommen, seiner ledig zu werden, der Haß aber, seinen Gegenstand zu vernichten oder doch in einem vernichtungsähnlichen Sinne zu schwächen oder umzuschaffen, so nimmt der Ekel hier etwa eine Mittellage ein: wohl ist ihm in bezug auf das *Geschehen*, das *Handeln* mehr daran gelegen, seinen Gegenstand aus der Umgebung der Subjektperson zu entfernen, der letzteren also vor ihm »Ruhe zu schaffen«, aber der »ordo exsecutionis«, die vorbereitende Handlungsintention, ist beim Ekel doch wesensmäßig anders geartet als bei der Angst. Während nämlich die Angst ihr Objekt als etwas Bedrohliches, etwas »Stärkeres als ich selbst« intendiert (mag ich auch der *Ansicht* sein, daß ich *nötigenfalls* den Angriff abzuschlagen, ja den Angreifer zu überwältigen vermöchte), ist in der Ekelintention eine gewisse Geringschätzung ihres Objekts, ein Gefühl der Überlegenheit enthalten. Das Ekelhafte ist prinzipiell etwas nicht Drohendes, sondern *Störendes*, wiewohl eine bloße Störung an sich bei keinerlei Steigerung Ekel erzeugen wird. Als ekelhaft wird immer ein Ding empfunden, das nicht für voll genommen, nicht für wichtig gehalten wird: etwas, das man weder vernichtet noch flieht, sondern vielmehr hinwegräumt. Mit anderen Worten: werde ich durch Angst zunächst dazu gedrängt, mich aus meiner Umgebung, meiner Verumständung, meiner Lage zurückzuziehen, so will mich Ekel vielmehr dazu bringen, meine Umgebung, meinen Nähekreis zu säubern

und etwas daraus auszujäten. Immerhin ist dadurch schon eine Auswärtswendung, ein »Anpacken« des Gegenstandes bedingt.

Hinzu tritt noch ein Anderes, um die Paradoxie des Ekels heller zu beleuchten. Die im Ekel liegende *Herausforderung* heißt nämlich etwas ganz anderes als eine Bedrohung oder etwa eine kraftlose, lächerliche Drohung oder eine pure Störung (der Tätigkeiten oder der Lebensordnung). Unzweifelhaft steckt im Anekeln als *Teilelement* auch ein gewisses Einladen, ein ich möchte sagen makabres »Anlocken«. Dies klingt wohl recht unphänomenologisch und unverkennbar »psychoanalytisch«. In der Tat folge ich hier einem psychoanalytischen Gedankengang. Den phänomenologischen Boden hoffe ich aber trotzdem unter den Füßen zu behalten. Denn gegen nichts weiß ich mich gefeiter als gegen den trüben Zauber jener paradox-lüstern-psychologistischen »Ableitungs«-versuche, die jeden Haß partout als »verdrängte« Liebe, jede Liebe partout als »überkompensierten« Haß glauben »deuten« zu können. Allein es *gibt* doch so etwas wie Liebe, die durch Unterdrückung eines ihr objektgemeinsamen Haßimpulses an Stärke gewinnt, wenngleich sie dadurch auch einen besonderen Tonfall – sei es der Gezwungenheit, sei es eines gewissen edlen und herben Pathos – erhält. Daß namentlich dem Ekel eine Abwendung nicht nur von seinem Gegenstande, sondern auch von einem supponierten Angezogensein des Subjekts durch denselben eigen ist, wird sich bei Behandlung der inhaltlichen Seite des Ekelpblems klarer bestätigen. Sofort aber sei darauf hingewiesen – die Psychoanalyse dürfte es bereits ermittelt haben –, daß die Erbrechensintention des Ekels obigen Satz ohne weiteres zu belegen scheint. Denn, wie das Flüchtenwollen selbstverständlich voraussetzt, daß das Gefürchtete in meine Nähe kommen oder überhaupt mich mit seiner Wirkung treffen und mich beschädigen könnte, so setzt auch der Brechreiz voraus, daß das Verabscheute irgendwie in meinen Magen oder doch vor allem in meinen Mund gelangen könnte – und ebenso setzt das Schaudern beim Ekel, das, augenscheinlich weniger gesamtkörperlich und physiologisch bedingt, dafür intentionaler ist als bei der Angst, eine mögliche Berührung voraus, deren Urheber vielleicht der ekelhafte Gegenstand gar nicht sein könnte, sondern nur ich selber. Auch Angst kann freilich mit einem »geheimen«, »verdrängten« Wunsch zusammen bestehen, jedoch scheinen uns die diesbezüglichen Aufstellungen der Psychoanalyse maßlos übertrieben und wesensentfernt. Den reinsten Fällen von Angst

könnte nur soweit eine Beimengung von Sehnsucht nachgewiesen werden, als angeblich eine allgemeine Sehnsucht nach Selbstpreisgabe, Selbstauflösung, Vernichtetwerden bestehe, – sonach nur mittels einer fragwürdigen, weit hergeholten und für die Sache selbst meist irrelevanten metaphysischen Annahme. Oder will man behaupten, die lähmende Wirkung der Angst verrate einen Willen zur Selbstaufgabe, ein Erleidenwollen der Gefahr? Beruht sie nicht einfach auf einer zwangsläufigen, von jeder »Lust« freien teilweisen Vorwegnahme der Gefahr? Wieviele Lustmomente auch sich sekundär an Angst und Gefahr heften mögen: in ihrem Wesen ist die Angst voll verständlich ohne jede Annahme eines mystischen Wunsches nach dem Gefürchteten.

Ganz anders der Ekel: in seiner inneren Logik ist bereits eine Möglichkeit positiver Erfassung des Gegenstandes – heiße es ihn berühren, verzehren, umfassen – enthalten. Schon hier unterstreichen wir die verhältnismäßige Enge des Objektkreises beim Ekel: darin finden zum großen Teil nur Gebilde Platz, die »sonst« eigentlich für einen positiven Gebrauch und Kontakt bestimmt worden wären (Speisen, lebendige Wesen). Psychoanalytisch gesprochen, Ekel ist unmittelbarer *ambivalent* als Angst. Ekel setzt sozusagen ex definitione eine – unterdrückte – Lust an seinem Erreger voraus. Damit ist keineswegs gesagt, Ekel sei schlechterdings Ausdruck oder Folge dieser Unterdrückung oder nichts als jene Lust selbst. Mit dieser Ambivalenz ist nur eine Seite des Ekels gekennzeichnet; gleich unten werden wir eines Umstandes zu gedenken haben, der das Wesen des Ekels wieder in anderem Lichte schillern läßt. Immerhin trägt die Aufdeckung des Ambivalenzmomentes – welches sich auch im Phänomen des Überdrusses äußert: vgl. das Ekelhaftwerden des *süßen* Geschmacks, III. – zum Verständnis jener merkwürdigen »Anlockung« bei, die den Ausgangspunkt des Ekels bildet und ihrerseits die Eigentümlichkeit der Ekelintention erklären hilft, daß sie vom Gegenstand wie eindeutig als Abwehr ausgelöst wird und sich doch dem Wesen des Gegenstandes – statt dem »Daseinskomplex« der eigenen »Rettung« – zuwendet.